

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 23

Schwerpunkt: Mensch – Tier – Gesundheit

Herausgegeben von

Monika Ankele, Maria Heidegger, Marina Hilber,

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2024

Creative Commons License: CC BY 4.0



Henrik Eßler, Hamburg (Rez.)

**Beat BÄCHI,
LSD auf dem Land.
Produktion und kollektive Wirkung psychotroper Stoffe**
(Konstanz 2020: Konstanz University Press), 345 S., EUR 29,00.
ISBN 978-3-8353-9125-3.

Ist von LSD oder *Magic Mushrooms* die Rede, geht es meist um Gegenkultur, Hippie-Bewegung und die „1968er“. Als populäre Rauschmittel lange Zeit geschmäht, avancierten psychoaktive Wirkstoffe zuletzt wieder zu Hoffnungsträgern medizinischer Forschung: Neue Studien deuten Linderung bei Alzheimer-Erkrankungen, Depressionen und anderen psychiatrischen Krankheitsbildern an. Zugleich werden LSD und Psilocybin, der aus den „Zauberpilzen“ gewonnene Wirkstoff, gar als leistungssteigernde Mittel für Kreativjobs gehandelt – Stichwort „Microdosing“.

In ähnlicher Weise erleben Psychedelika derzeit auch in der Historiographie eine Renaissance.¹ Nachdem sich die Forschung zunächst vor allem der Konsumgeschichte und ihrer vielfältigen kulturellen Kontexte widmete, richtet die Medizin- und Wissenschaftsgeschichte den Blick neuerdings wieder auf die Wirkstoffe selbst. So auch der Schweizer Wissenschaftshistoriker Beat Bächli. In einem mehrjährigen Forschungsprojekt am Institut für Medizingeschichte der Universität Bern konnte er erstmals den Nachlass des LSD-Entdeckers Albert Hofmann (1906–2008) auswerten. Seine Ergebnisse hat er im Buch „LSD auf dem Land. Produktion und kollektive Wirkung psychotroper Stoffe“ veröffentlicht.

Schon mit dem Titel deutet Bächli an, dass seine Arbeit ungewohnte Perspektiven einnimmt. „Während ‚psychedelisch‘ stärker die psychische Wirkung von Stoffen hervorhebt“, so stellt er eingangs klar, „unterstreicht die Rede von ‚Psychotropen‘ deren materielle Dimension.“ (S. 17) Nicht nur, dass das Buch damit erklärtermaßen eng am eigentlichen „Stoff“ der Wirkstoffe bleibt, es öffnet auch den Blick für eine wenig bekannte Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der LSD-Produktion, nämlich in der Schweizer Landwirtschaft. Dass der Autor auf diesem Feld kein Neuling ist (er arbeitet selbst als Bauer in den Schweizer Bergen), wird bei der Lektüre offenkundig. Seine Agrarkenntnisse verarbeitet Bächli insbesondere im ersten von drei Teilen des Buches, der sich eingehend dem Mutterkorn-Anbau in der Schweiz widmet. Aus den giftigen Alkaloiden des Fadenpilzes, der vornehmlich Roggenähren befällt, hatte der Chemiker Albert Hofmann 1938 das LSD entwickelt. Wie Bächli aufzeigt, wurde in der Schweiz allerdings bereits zuvor in wachsendem Maße Mutterkorn angebaut. Besonders das Basler Unternehmen Sandoz setzte in den frühen 1930er Jahren auf die Nutzung des Pilzes für pharmazeutische Entwicklungen.

¹ Vgl. hierzu NORMAN OHLER, *Der stärkste Stoff. Psychedelische Drogen: Waffe, Rauschmittel, Medikament* (Köln 2023); MAGALY TORNAY, *Zugriffe auf das Ich. Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz, 1945 bis 1980* (Tübingen 2016); ROBERT FEUSTEL, „Ein Anzug aus Strom“. LSD, Kybernetik und die psychedelische Revolution (Wiesbaden 2015); JEANNIE MOSER, *Psychotropen. Eine LSD-Biographie* (Konstanz 2013).

Bereits in diesem Kapitel offenbaren sich sowohl die Stärken als auch die Schwächen des Buches: So glänzt der Autor einerseits mit einem hohen Maß an Detailwissen zur landwirtschaftlichen Seite der LSD-Produktion – ein Aspekt, der sicherlich als Desiderat der bisherigen Forschungsliteratur bezeichnet werden darf. Andererseits scheint es ein ums andere Mal, als verliere Bächli dabei das Wesentliche der Erzählung aus den Augen. So bleibt neben den technischen Feinheiten vom „Impfen“ der Roggen-Ähren oder Einblicken in die innerbetrieblichen Konkurrenzkämpfe weitgehend unklar, welche konkreten Absichten der Sandoz-Konzern eigentlich zunächst mit dem Mutterkornanbau verfolgte. Erst nach mehreren Seiten der Spekulation über geheimnisvolle „Vorgänge in Pont St. Esprit“ (S. 97) eröffnet Bächli den Lesenden eher beiläufig, was dort eigentlich vorgefallen war – nämlich die Vergiftung von Brot in einer Bäckerei mit Mutterkorn.

Das mag ein wenig dem Hang zur spannenden Erzählung geschuldet sein. Auch an anderer Stelle verliert sich der Autor allerdings in Details, deren Bedeutung für Laien kaum einzuschätzen sind, wie beispielsweise die persönlichen Differenzen zwischen einzelnen Mitarbeitern des Unternehmens in langatmigen Briefwechseln. So ist der Enthusiasmus des Historikers über die *oral history* gestützten Beschreibungen lokaler Ernte-Feste zwar nachvollziehbar, für die Gesamtdarstellung ergibt sich daraus jedoch kein direkter Mehrwert. Gleichwohl ist es gerade die sozial- und wirtschaftshistorische Perspektive, mit denen das Buch äußerst gewinnbringende Erkenntnisse eröffnet. So zeigt Bächli am Beispiel des Emmentals auf, wie der Mutterkornanbau seit den 1930er Jahren zum strukturellen Wandel und zur Technisierung der Schweizer Landwirtschaft beigetragen hat. Schon deutlich früher als gemeinhin bekannt, trieb der Sandoz-Konzern zudem mit einem speziell für den Mutterkorn-Anbau gezüchteten Roggen (bekannt als „Kluser Roggen“) in den 1950er Jahren die Patentierung von Saatgut voran.

Im zweiten Kapitel widmet sich Bächli dann nicht nur einem gänzlich anderen Schauplatz, nämlich dem mexikanischen Süden, sondern auch einer anderen Substanz: In den Bergen der Sierra Mazateca suchten nämlich in den 1950er Jahren gleich mehrere europäische Akteur*innen nach den Ursprüngen des berühmten „Zauberpilzes“ der Indigenen, genannt *teonanacatl* („das Fleisch der Götter der Azteken“, S. 147). Genauer gesagt suchten sie den Pilz selbst, um seinem Wirkstoff auf die Spur zu kommen, aber auch den Umständen seiner Anwendung. Nachdem es dem New Yorker Bankier Gordon Wasson 1955 erstmals gelang, an einer Pilzzeremonie nach Vorbild der Indigenen teilzunehmen, rückte der Wirkstoff Psilocybin zusehends in den Fokus nordamerikanischer und europäischer Forscher. Gemeinsam mit dem Mykologen Roger Heim stellte er fest, dass die Alkaloide des Pilzes weitgehend mit dem Mutterkorn übereinstimmten. Da es sich in der Anwendung allerdings besser synthetisieren ließ, verdrängte das Psilocybin das bis dahin übliche LSD weitgehend in der Forschung und Anwendung. Wie Bächli aufzeigt, war es aber vor allem die dem Pilz zugeschriebene Anwendung als Grundlage bewusstseinsweiternder Zeremonien, die den Wirkstoff als spirituelle Hippie-Droge popularisierten. Daran konnte auch der Umstand nichts ändern, dass die Indigenen ihn offenbar nie zu solchen „religiös imprägnierten“ (S. 208) Zwecken eingesetzt hatten.

Es verwundert an dieser Stelle, dass auch Beat Bächli beide genannten Wirkstoffe in diesem Zusammenhang als ein und dieselbe Sache behandelt. Ist es doch eigentlich eines der prinzipiellen Anliegen der Arbeit, nah an der Materie selbst zu bleiben. Hierzu bemüht der Autor

mehrfach explizit Konzepte der materiellen Kulturforschung, die den Objekten selbst eine akteursähnliche Bedeutung zuschreiben.² Es gehört zu den zentralen Schwächen des Buches, dass eine theoretische Einführung hierzu nicht ausreichend stattfindet. Das zeigt sich auch im dritten Kapitel, das sich der Anwendung und Interpretation der Wirkstoffe im Kontext des Kalten Krieges widmet. Zwar kommt Bächli immer wieder auf die Eigenwilligkeit der Stoffe zu sprechen, die für ihn zentrale These einer „Verwandlung“ der Materie wird jedoch durch die Erzählung nicht hinlänglich unterstützt. So wirkt diese Formulierung gelegentlich etwas überstrapaziert. Es drängt sich vielmehr der Eindruck auf, dass die genutzten Stoffe immer wieder neuen kulturell geprägten und wechselnden wissenschaftlichen Denkstilen oder wirtschaftlichen Interessen unterlagen und daher mit verschiedenen Deutungen besetzt wurden.

Dass sich die Lektüre trotz der genannten Kritikpunkte lohnenswert gestaltet, ist auch dem sehr gelungenen Abschluss des Buches zu verdanken. Im Epilog (der eigentlich sehr viel mehr ist als das) gelingt es Bächli nämlich, prägnant und konzise seine Forschungen zusammenzufassen und einige aufschlussreiche Schlussfolgerungen zu ziehen. Damit führt er die bisweilen etwas ziellos wirkenden Kapitel zu einem gelungenen Ende wieder zusammen. Insbesondere für Leser*innen, die sich mit dem Thema bereits eingehender vertraut gemacht haben, bietet die Arbeit mit ihrem Blick auf weniger beachtete Aspekte ohnehin eine lohnenswerte Ergänzung.

2 In kurzen theoretischen Exkursen bezieht sich der Autor bspw. auf das Konzept des „Go-Betweens“ nach Kapil Raj. Vgl. S. 146.